

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 185.

Samstag, 9. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Schloß gab einen quietschenden Miston, ehe es sich öffnete, und man stand in einer feuchten Dunkelheit, an die sich das Auge erst gewöhnen mußte. Gina tappte sich zur nächsten Türe, schloß auf: die Küche. Wer immer Herr Rante sein mochte, seine unvermeidliche Reise schien ihm oder seinem Personal sehr überraschend gekommen zu sein. Denn hier lag und stand allerhand gebrauchtes Geschirr, halbleere Flaschen fielen klirrend um, während sie sich den Weg zum Fenster bahnte, das statt Vorhängen dicke Spinnweben schmückten.

Wortlos schaffte Martin Rucksäcke und Handtaschen ins Haus. Eine schmale Holzterasse führte ins Obergeschloß, wo die Zimmer lagen. Gina, die ihm nachblickte, dachte ängstlich an den dicken van Dongern. Wenn der nun hier steckenblieb! Sie hörte die Schritte von Martins schweren Stiefeln über ihrem Haupte tappen. Sie klangen so entmutigt... der arme Martin! Was hatte sie ihm hier wieder eingebrockt! Man holte sich in dem muffigen Loch sicher gleich zu Anfang eine tüchtige Erkältung. Sofort Feuer anmachen, sagte sie sich. Ein Glück, daß noch etliche Scheite hier herumlagen, auch etwas schmutziges Papier und Späne fanden sich. Gottlob, es brannte, wenn auch zaghaft. Gina eilte nach oben, mit Martin die Zimmer zu besichtigen und die erste Einteilung zu treffen. Dies war bald getan. In mehreren versperrten Türen fehlten die Schlüssel, ein Zimmer war ganz leer, in einem anderen pfiff der Wind durch zerbrochene Fensterscheiben — nur ein Raum, der Betten und ein paar einfache Tannenhölzermöbel enthielt, erwies sich als bewohnbar. Als Gina die Küche wieder betrat, fand sie sie von dichtigem Qualm erfüllt, der aus allen Fugen des Herdes drang. Hustend riß sie die Fenster auf. Es dauerte geraume Zeit, bis ein richtiges wärmendes Feuer zustande kam. Dann mußte erst ein wenig an Geschirr gesäubert werden, ehe man daran denken konnte, Tee zu kochen und das mitgebrachte Abendbrot zu verzehren. Martin half ihr getreulich. Er hüllte sich dabei in tiefes Schweigen, und gerade das rechnete ihm Gina hoch an. Denn was anderes hätte man wohl in Worte kleiden sollen, als unfreundliche Gefühle für dieses Seehaus!

Im niederrauschenden Regen brach frühe Dämmerung ein. An den Beleuchtungskörpern fehlten die Glühbirnen, gebrauchsfähige Lampen waren nicht zu finden. Eine mitgebrachte Kerze, von Martin in eine leere Bierflasche gepflanzt, warf ein kummervolles Licht über die Unordnung, die überall herrschte. Es war wohl das beste, zeitig schlafen zu gehen...

Die Betten wenigstens waren sauber, wenn auch ein wenig feucht. In allen Kleidern streckten sich die neuen Einwohner zur Ruhe aus. Martin fand bald den Schlaf. Vielleicht kam das von seinem guten Gewissen, dachte neiderfüllt Gina, der ein bohrender Wurm am Herzen nagte. Sie allein, sie war an dem allen schuld; wie würde das weitergehen? An den Rabob aus Sidafrika wagte sie gar nicht zu denken. Wenn der nun sein Geld

zurückverlangte? Wo nahm man andere Gäste her? Vor allem — wie sollte man diese düstere Höhle so weit instandsetzen, daß man sie einem Gast anbieten durfte? Zwischen Traum und Wachen türmte Gina in Gedanken Puzeimer, Farbkübel, Besenstiele, um hinter diesen Barrikaden hervor den Angriff gegen die Verwahrlosung rings herum zu führen. Aber die grauen Spinnweben wurden zu dicken Mauern; es schien unmöglich, sich hindurchzuarbeiten. Gina stöhnte dumpf, erwachte zur Wirklichkeit, setzte sich im Bette auf. Tausenderlei kleine Nachtgeräusche drangen gespenstisch an ihr Ohr. Ein Knacken im Gebälk, ein klagernder Vogelruf — das leise Klatschen kleiner Wellen am Fuß des Hauses, das mit seiner Vorderseite im Wasser stand. Jetzt — ein leiser Pfiff — und horch, waren das nicht Schritte auf dem Sand? Kein Zweifel, es schlich jemand um das Haus. Und wieder der Pfiff, ein-, zwei-, dreimal. Ein Überfall! „Martin! Martin!“ rief Gina leise und rüttelte den glücklichen Schläfer, der mit unwillkürlichem Grunzen halb erwachte.

„Um Gotteswillen, hör doch,“ flüsterte sie. Aber es blieb still. Die Räuber — denn wenn es nur einer gewesen war, wozu hätte er dann gepfiffen? — mußten sich wieder entfernt haben. „Uuh — ah uah!“ sagte Martin, drehte sich um und schlummerte weiter. So sehr ein solches Verhalten sonst einen schlaflosen Menschen beleidigen kann, hatte Gina doch nicht das Herz, ihn abermals zu wecken. Sie erhob sich nur lautlos, kroch ans Fenster und spähte hinaus. Da fühlte sie sich mit einem Male getrübt. Das Gewölk, das so grau wie die verheerten Spinnweben gelastet hatte, war vom Wind zerrissen, am dunklen Himmel zeigten sich ein paar Sterne und spiegelten sich zitternd in der Fläche des Sees...

„O mei“, sagte am anderen Morgen die alte Schimmelwirtin zu Bichelsberg, als Herr und Frau Hollwed, zu einem ausgiebigen Frühstück bei ihr eingefahrt, sich vor dem stattlichen Hause in der Sonne dehnten und ihr die Erlebnisse ihres Einzugs schilderten. „O mein, das Seehaus! Da werd's was brauchen! So uneben war's ja net, das Häusl. Aber so viel dreadat ist's halt. Der Herr Rante, no ja, das war a einsichtiger Mann, dem is dös alls eins. Aber a gute Kundschaft is er gewesen, der Herr Rante, und 's Fleisch hat er aa von uns ghabt. Der Krähuber hat's eahm zutragen. Kennen S' den schon, den Krähuber? Net? Wissen S', der hat eahm den Boten gmacht. Der wär fein für Eahna aa kommod. Maari!, geh umt in d' Gaststuben, ob der Krähuber net da is!“

„Was ist denn das für ein Mann?“ fragte Hollwed vorsichtshalber. „Ist er ehrlich?“

Die graue Wirtin zuckte die Achsel. Sie war offenbar düster gestimmt. „No ja, wie s' halt allesamt san. Die mehreren san Spitzbuben.“

Schon stand der also Empfohlene in der Türe. Seine Augen blickten ein wenig trüb, auch tastete er zuerst nach

etnem Halt. Als er sich aber an einer Tischlante verankert hatte, stand er fest und stattlich da, ein langer, hagerer Mensch in halb städtischer Kleidung und mit dem Stoppelbart, den in Bichelberg männiglich von Mittwoch oder Donnerstag an aufwies. Er zeigte sich ungemein erfreut, die neue Herrschaft zu sehen und trug sofort seine Dienste an. „I bin ja schon gestern bei der Nacht dagewesen, aber Sie haben mi net ghört“, erzählte er. „Wie i's Licht gsehen hab, bin i glei umi. I hab mir denkt, am End is gar der Herr Nante wieder da.“ Gina fühlte sich um eine schwere Last erleichtert. Diesen Biedermann hatte sie für eine Räuberbande gehalten! Ihre Einbildungskraft war zu lächerlich! Und was hätte es schon zu tun gegeben für Räuber in dieser dürftigen Einsamkeit!

Krähuber rühmte sich mit bescheidenem Stolge, Herrn Nantes rechte Hand gewesen zu sein. Gina konnte nicht umhin, etwas vorwurfsvoll auf die Unordnung hinzuweisen, die sie im Seehaus angetroffen hätten.

„Dös richt i alles!“ versicherte er. In der Tat schien der Mann ein Juwel zu sein, wenn man seinen Worten traute und ihn näher und ohne Vorurteil betrachtete. Er übernahm es, täglich frühmorgens Brot und Milch zu bringen, sowie alles andere Wünschenswerte, das man ihm tags zuvor auftragen würde. Er konnte bei den Bäuerinnen Butter, Eier und Geflügel besorgen, dem Herrn Kunstmalers beim Fischen und Jagen an die Hand gehen, er würde mit Art und Säge, mit Hammer und Nägeln allen Schäden im Hause zuleibe rücken, den Garten in Ordnung bringen — — kurz, er stand zur Verfügung.

„Haben Sie denn so viel Zeit?“ fragte Gina erstaunt.

Herr Krähuber winkte großzügig ab. „'s Korb-flechten lauft mir net davon. I bin grad froh, wenn i amal was anders tun kann. Und mei Schad werd's ja net sein, soviel trau i dem Herrn schon zu!“

Alles in allem erschien Herr Krähuber trotz seines rauhen Äußeren durchaus als rettender Engel, und Hollweds wußten keinen besseren Rat als sich seiner Führung anzuvertrauen.

Durch seine Versprechungen getröstet und durch einen reichlichen Morgenimbis gestärkt, machten sie sich auf den Heimweg. Und nachdem sie noch die Witwe Führgut, die den angesehensten Kramladen der Gemeinde hielt, mit namhaften Einkäufen beehrt hatten, hinterließen sie in Bichelberg bereits ein gefestigtes Ansehen. Auch sie waren zufrieden. Selbst das Wetter schien endgültig aufzuklären, und als sie auf dem Weg dahinschritten, der sie wieder in ihr neues Zuhause führen sollte, als zu ihrer Rechten blühende und duftende Wiesen im leichten Winde atmeten und zur Linken hinter raschelndem Schilf der See lustig und blaugrün glitzerte, fanden sie einen Teil des Entzückens wieder, mit dem sich das Seehaus vor Jahresfrist in ihr Herz geschmeichelt hatte.

Ein paar Stunden später erschien bereits der neue Hausgehilfe, angetan mit einem etwas grünlich schimmernden, aber wohlgebürsteten Bratenrock, der nur leisen Schnapsgeruch ausatmete, ein Sträuslein auf dem Hut und einen größeren Buschen in der Hand, den er Frau Hollwed mit galantem Krachfuß überreichte. Aber nicht genug damit; er erwies sich auch sofort nützlich, indem er die verlegten und versteckten Schlüssel zu finden wußte. Mit ihrer Hilfe drang man zu dem verwahrten und unbekannten Hausrat vor; es war fast wie eine Christbescherung. Frau Hollwed eilte jubelnd von einem Stück zum anderen, schloß Schubfächer und Schränke auf und durchlief alle Stadien der Überraschung: Freude über unerwartete Reichtümer, Gier nach mehr, Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen, und endlich gemeinsam mit ihrem Gatten schallende Heiterkeit beim Anblick so mancher Kunstwerke, die Herrn Nantes Heim geschmückt hatten. Immerhin war, wenn auch in einem wilden Gemisch an Qualität und Stil, alles vorhanden, was zur bescheidenen Einrichtung der Zimmer und Bewirtung einer größeren Zahl von Gästen unbedingt erforderlich

war. Mit bunten Decken, Kissen und Vorhängen, die aus der Hollwed'schen Wohnung bereits unterwegs waren, würde das Ganze dann ein freundlicheres Ansehen bekommen, wenn erst für die nötige Sauberkeit gesorgt war. Hier allerdings erwuchs den Unternehmern eine umfangreiche Aufgabe. Glücklicherweise stellte Herr Krähuber eine Hilfskraft in Aussicht in Gestalt des Fannerl, eines Baisls, das nichts Sehnlischeres wünschte, als auch einmal „in die Saison“ zu gehen, und gleich am nächsten Tag mit ihm antreten würde. Dann hing Herr Krähuber sein Festgewand fein säuberlich an einen Haken, spuckte in die Hände und begann zu arbeiten. Bald war der Riesplatz vor dem Hause sauber, ein Tisch und zwei Stühle aufgestellt, und Gina konnte daran gehen, ein einfaches Mahl im Freien aufzutragen. Krähuber sah mit lebhaftem Interesse zu. Der Wasserkrug, aus dem sie zwei Gläser füllte, erregte sein Mißfallen. „Dös is nix für Eahnan Herrn. Bal ma an ganzen Tag gschafft hat, da ghört sie do a Bier her! I sag's dem Schimmelwirt, daß er Ihnen glei morgen a paar Risten umifahrt!“

Dagegen ließ sich nichts sagen, um so mehr als Krähuber durchblicken ließ, auch ihm sei nach getaner Arbeit ein herzhafter Trunk nicht unerwünscht, und von Herrn Nante auch jederzeit gegönnt worden. Mit einem herzlichen „Pfiad God, beisamm!“ empfahl er sich endlich, der Treue.

Am nächsten Mittag stieg aus dem einfachen Hause ein fröhlich geträufelter Rauch pfeilgerade in den wolkenlosen Himmel. Emfig regte es sich überall. Von der großen, gedeckten Veranda, die an der Vorderseite des Hauses wie ein Schwalbennest über dem Wasser hing, fiel unter Krähubers fröhlichen Hammerschlägen die winterliche Bretterverschalung ab. Alle Fenster standen weit offen, die Böden dampften von dem heißen Seifenwasser, mit dem das Fannerl, sämtliche Gewänder über die drallen Knie geschürzt, dem altehrwürdigen Schmutz zuleibe ging. Gina flog treppauf, treppab, Befehle erteilend, Fragen stellend, Schränke ausräumend, und alles in allem die Unordnung eher vermehrend. Sie war trotzdem sehr glücklich und fühlte sich unermesslich reich als Herrin eines so stattlichen Heimwesens. „Nichts Schöneres als der Beruf einer Wirtin, wenn er nur ideal ausgefaßt wird“, erklärte sie ihrem Manne, der mit seiner Art im Hause, den Zimmermann ersparend, sich an dem etwas morschen Bootssteg zu schaffen machte.

„Jeder unserer Gäste soll sich bei uns glücklich fühlen. Sorgen, Aufregung, Streit — alles soll ihnen ferngehalten werden. Nicht nur der gute Piet mit seinem Mißtrauen und den schlimmen Erfahrungen, die er in großen Hotels gemacht hat — bei uns ist er ja sicher — auch dieses bescheidene Fräulein Waldmüller . . .“

„Feldmeier!“ berichtigte Martin.

Gina drückte mit dem linken Arm fünf oder sechs Rehwischeln, die sie eben von einer Wand abgenommen hatte, wie einen stacheligen Blumenstrauch an ihren Busen, während ihre Rechte aus dem Ausschnitt des Arbeitskleides einen zerknitterten Brief zutage förderte, den die Post am Morgen gebracht hatte. Martin hatte recht. Es war ein Fräulein Mathilde Feldmeier, das in spizen, spinnenbeinigen Schriftzügen und ungeheuer höflichen Redewendungen ergebenst bat, ihr für einen längeren Aufenthalt ein ganz bescheidenes Zimmerchen bereitzustellen. „Das ist nun eine Schwierigkeit“, überlegte Gina. „Van Dongern erwartet erstklassige Verpflegung und kann es auch für sein vieles Geld. Dies arme Huhn aber will natürlich nicht viel zahlen. Soll sie nun dafür das gleiche bekommen? Ist das billig? Was meinst du, Martin?“

Der stand mit erhobener Art und studierte die Färbung eines Wolkenschattens. „Und außerdem — sieh dir nur den Brief genauer an; schon die Schrift drückt Bescheidenheit aus. Solche Leute essen ja fast gar nichts!“ Damit wandte er sich wieder seiner Arbeit am Bootssteg zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kraftmenschen.

Honorare von 166 000 Dollar und — 98 Pfennig.

Ein sonderbarer Zufall: An dem gleichen Tag, an dem der „Kraftmensch“ Schmeling in Amerika für einen verlorenen Boxkampf 166 000 Dollar einstecken konnte, riskierte ein arbeitsloser Artist, der „Eisenkönig“ August Waldheim, sein Leben für 98 Pfennig. Waldheim hatte eine Vorstellung auf der Straße gegeben. Er hatte sich ein mit sechs Personen besetztes Lastauto über den Körper fahren lassen. Dabei war das Anfahrbreit fortgerutscht und der Artist in Gefahr gekommen, von dem 36 Zentner schweren Wagen erdrückt zu werden. Im letzten Augenblick konnte das Lastauto zum Stehen gebracht werden und der Eisenkönig kam mit einigen leichten Verletzungen noch einmal gut davon. Für diese Vorstellung hatte der Artist auf der Straße gesammelt, was ja heute nichts außergewöhnliches mehr ist, und dabei 98 Pfennig vereinnahmt!

In Deutschland sind für Kraftmenschen schlechte Zeiten. Es wird zuviel überschüssige Kraft bei politischen Auseinandersetzungen auf der Straße verbraucht, da kommen den Varietédirektoren „ästhetische Bedenken“, wenn sie einen Kraftmenschen in ihr Programm einreihen sollen. Man sieht heute nur noch hin und wieder einmal einen „Kanonenkönig“ im Varieté, der sich schwere Stahlkugeln oder zentnerschwere Granaten ins Genick fallen läßt. Neuerdings versucht man wohl wieder einmal Ringkämpfer auftreten zu lassen. Aber ein wirkliches Geschäft ist heute für Kraftmenschen in Deutschland nicht mehr zu machen.

Das beweist schlagend der jugendliche Kraftmensch Fritz Brust. In der südlichen Friedrichstadt in Berlin, dort, wo früher die Varietégagenten ihre Büros hatten, steht Fritz Brust hinter dem Schanktisch des elterlichen Restaurants. Das Lokal war früher der Treffpunkt verschiedener Agenten und eines Tages brachte einer von ihnen einen fünfzähligen Nagel mit. Den hatte Siegmund Breitbart gelegentlich eines Besuchs bei einem Agenten zu einer Haarnadel gebogen. Der Agent und seine Angestellten hatten sich vergebens bemüht, den Nagel wieder gerade zu biegen. Fritz Brust sah sich den Nagel an, spuckte in die Hände, packte scharf zu und bog den Nagel gerade. Und bog ihn wieder trumm. Und wieder gerade. So lange, bis der Nagel nicht mehr konnte und entzweibrach. Fritz Brust hatte nie Sport getrieben und auf „Kraftmensch“ trainiert. Er hatte nur etwas Expander gezogen und im übrigen, wie der Berliner sagt, ganz anständig was auf dem Kasten. Worunter ein paar starke Arme und ein gut funktionierender Brustkorb zu verstehen sind. Als dann im Apollo-Theater in Berlin, das heute längst pleite ist, Siegmund Breitbart auftrat, schloß Fritz Brust mit den Stammgästen des väterlichen Lokals Wetten ab, die gleichen Kraftleistungen ausführen zu können. Und tatsächlich ließ er

auf seinem Kopf zentnerschwere Granitblöcke zerbrechen mit 12 Pfund schweren Hämmern oder er bog starke Eisenstangen zu Ornamenten, nur mit den Händen und Zähnen. Dann zeigte er auf dem Flugplatz das Festhalten von Flugzeug und Auto mit seiner Armmkraft. Oder er legte sich auf ein mit Nägeln bespitztes Brett, nahm auf seine Brust ein zweites Brett und darauf stellte sich eine Kapelle von vier Mann, die die für das Restaurant erforderliche Musik ausführte. Diese „Vorführung“ verbot dann die Polizei, weil sie konzeptionspflichtig sei. Fritz Brust suchte Engagements in Varietés. Er trat in einer Kinobühnenschau auf und einmal bot ihm auch ein Zirkus in Berlin ein Engagement an: 14 Tage zur Probe umsonst, dann 14 Tage für täglich 80 Mark, wovon der Kraftmensch alle Gerätschaften und das Hilfspersonal hätte bezahlen müssen. Man kann verstehen, daß Fritz Brust es vorzieht, hinter der Theke zu stehen und Bier auszuschenken.

Es sind eben schlechte Zeiten für Kraftmenschen. Der große Siegmund Breitbart, der Kettenprenger, der Mann, der zwei Pferde emporhob, der mit der bloßen Hand starke Nägel durch dicke wandige Eichenbretter schlug, ist gestorben an einer leichten Verletzung, die er sich mit einem rostigen Nagel aus Unachtsamkeit beigebracht hat.

Und auch von einem anderen Stern hört man heute nichts mehr: Katharina der Großen. Damit ist nicht die Kaiserin von Rußland gemeint, sondern Käte Sandwina, die Mutter des Boxwunderkindes Teddy Sandwina. Frau Käte war einmal die „Stärkste Frau der Welt“. Sie stammt aus einer alten Artistenfamilie, ihr Name ist Brumbach. Und beim Klang dieses Namens fällt dem Kenner ein: der „bayerische Hercules“. Das war einer der stärksten Männer des vorigen Jahrhunderts.

Schauspieler, Athlet und Vater von 15 Kindern.

Eines davon war Käte, die schon in frühester Jugend mit schweren Eigentugeln um sich warf, wie Kinder aus einem andern Milieu mit Gummibällen spielen. Käte Brumbach

zog mit der elterlichen Manege in Deutschland umher, bis sie eines Tages ihr Herz verlor, sich entführen ließ und als Frau Käte Sandwina als neuer Stern am Artistenhimmel auftauchte.

Sie hat oftmals mit Breitbart in Konkurrenz gestanden und beide versuchten sich gegenseitig mit ihren Kraftleistungen zu übertrumpfen. Wer von den beiden Sieger in diesem Wettstreit blieb, ist schwer zu sagen. Aber sicher ist eines: Die herrlichste Ohrfeige, die jemals in Berlin ausgeteilt wurde, stammt von der zarten Hand Käte Sandwinas. Sie kam eines Abends aus dem „Wintergarten“, wo sie austrat und wartete in der Friedrichstraße auf ihren Mann. Da kam ein „Kavalier“ daherstolz, der Frau Sandwina nicht kannte, der sie aber trotzdem ansprach. Der Mann ließ sich nicht abweisen, wurde immer zudringlicher und schließlich sogar handgreiflich. Worauf Käte Sandwina ihm eine Ohrfeige gab. Der Gent mußte aus den Scherben einer Schaufenster Scheibe der gegenüberliegenden Straßenseite herausgelesen werden...

Tempi passati. Wer spricht heute noch von Jean Lüttgens, der „Rheinland-Eiche“, der sich an einen Pfahl klammerte und von zwei starken Adersperden nicht vom Plaze zu bringen war? — Oder von dem „eisernen Tenor“ Adolphe Morro, der sich Granitblöcke von 10 Zentnern auf die Brust packen ließ und dann Opernarien in die Luft schmetterte? — Und dann der Athlet Charles Kappo, der auf einer Reise durch Rußland von 30 Räubern überfallen wurde. Er nahm kurzentschlossen die Deichsel seines Reisewagens und schlug damit auf die Räuber ein, daß kein Auge trocken blieb.

Man könnte noch weiter zurückgreifen, beispielsweise auf den Schenktönig August, der den Beinamen „der Starke“ nicht nur wegen seiner mehr als 400 Kinder führte, sondern in erster Reihe wegen seiner artistischen Kraftleistung. Er zerdrückte mit der Hand Hufeisen, er hob Pferde und jonglierte mit Kanonenhohren. Damals waren goldene Zeiten für „Kraftmenschen“, heute riskieren sie ihr Leben auf der Landstraße für 98 Pfennig. Erich Rosed.

Die Liebste von Singapore.

Von Kurt Raschle.

Die „Mathilde Brede“ hatte kurz vor Singapore Schraubenbruch erlitten. Aberhaupt bei dieser ganzen Reise hatte der Satan seine Hand im Spiel. Im Hamburger Hafen schon kenterte die Postenpinasse. In Cherbourg war die Havarie mit dem französischen Klepper. Kurz vor Gibraltar fiel der Junge über Bord. In Port Said wurden zwei von der Mannschaft von der Polizei an Land zurückgehalten.

Was ja auch ein Teufelsstück, den alten Kasten noch auf große Fahrt zu schicken. Aber was wollte man machen. Der Friedensvertrag hatte die besten Schiffe geschnappt. Und damals, so mitten in der biden Inflation, war der Schiffsraum knapp. Und die Mannschaft! Drei Kreuze über den elenden Kahn und ein Vater unser. Aber los, an Bord, raus aus dem Faulenzerteilen.

Eine feine Zeit war das in Singapore, die vier Wochen, während die „Mathilde Brede“ im Dock lag. Der Kappen hatte ja wohl einen mächtigen Horn im Leib; das läßt sich denken. Und es läßt sich ebenso sonnenklar denken, daß die gesamte Mannschaft zum Koffkloppen und Muschentragen anhalstern mußte. Das war kein Spaß, er dauerte vierzehn Tage. Die dritte Woche hieß es anstreichen, malen, scheuern, ladiieren. Aber die vierte Woche, oho! Die Mannschaft lag von früh bis spät an Land.

Hinnerk Stollen hatte unglaubliches Glück. Gleich beim ersten Landgang kreuzte eine schmutze Dorn keine Fahrt. Er setzte alle Segel und eroberte sie im Hastenichgefehn. Schmutz war Lissy O'Connell, das Stubenmädchen aus dem „Carlton“; aber dafür war Hinnerk Stollen auch ein ganz stattlicher Kerl. Die andern von der „Mathilde Brede“? Die mußten sich mit den Frauen begnügen, mit denen sich Matrosen eben begnügen müssen, wenn ihr Schiff auf ein paar Tage einen fremden Hafen anläuft. Und Lissy O'Connell — Schottin war sie — war eine Dauerkiebe. Sie schwor ihm ewige Treue für die acht Tage, die die „Mathilde Brede“ noch in Singapore liegen mußte.

Aber auch acht Tage aus lauter Küßen und Rosen gehen einmal vorüber. Sonst war Hinnerk Stollen nicht so, wenns zum Abschied kam. Er tat zwar immer, als ob er ein mächtiges Stück seines liebevollen Seemannshergens zurückließ. Diesmal aber war ihm ganz komisch flau in der Brust, daß morgen alles vorbei sein sollte.

Denn morgen würde die „Mathilde Brede“ weiter nach Sydney gehen. Aber Nacht sollte sie aus dem Dock in die Fahrtrinne geschleppt werden. Und dann...

Lissy O'Connell war mächtig neugierig auf den Kahn. Am Abend, als sie dienstfrei hatte, ging sie mit ihrem Liebsten zum Hafen, wo die „Mathilde Brede“ zum Abschleppen bereit lag.

Dann kam das Sonderbare.
Kaum sieht sie das Schiff, schreit sie ganz hell und spitz auf, zeigt mit dem Finger auf den Lopp.

"Da, da!"
"Wat denn, Derrn?" fragt Hinnerk Stolten besinnlich. "Derrn, wat ist", erschrickt er. Denn sie ist totenhaft blaß. Die Augen sehen wie zwei randvoll mit Entsetzen gefüllte Krater in dem Weiß des Gesichtes.

In jäher Angst krallt sie die Finger um seinen Arm. "Hinnerk, fahr nicht mit dem Schiff! Hinnerk, wenn du mich lieb hast, fahr nicht mit dem Schiff!"

Hinnerk Stolten macht sich kurz von dem Griff los. "Du bist nährisch, Mädel. Ich bin von Hamburg bis hierher mit der "Mathilde Brede" gefahren. Mein Feuervertrag lautet bis nach Hamburg zurück. Ich bin doch nicht verrückt, daß ich mich auf die schwarze Liste setzen lasse."

Das Mädel steht gramvoll zu ihm auf. Irgendetwas kämpft in ihr. Scheu streift ihr Blick das Schiff im Dock. "Hinnerk, fahr nicht", bettelt sie. "Bleib in Singapore. Du findest eine neue Feuer."

"Nein!"
"Hinnerk", stellt sich das Mädchen vor ihn. Ihre Augen bliden ganz tief und mahnend. Die Stimme klingt in feierlichem Ernst. "Hinnerk, die "Mathilde Brede" wird nie wieder nach Hamburg zurückkehren. Ihre Mannschaft auch nicht."

"Snad", sagt er grob. "Weißensput."
Eine Sekunde ruht er. Die Lissy ist aus Schottland. Hatte der Koch nicht erst neulich ein Garn gesponnen von einem Schotten, der den zweiten Blick hatte? Den Untergang der "Monte Cassio" hatte der drei Tage vorher schon gewußt. Viele Schotten hatten den zweiten Blick. Und dann — "Mathilde Brede", das waren dreizehn Buchstaben. Dreizehn.

"Ich fahre", schnitt er seinen Gedanken bestimmt ab. Lissy O'Connell schwieg. Sie strich ihm nur einmal leise und zärtlich die Hand. Dann sprach sie nicht mehr darüber.

Als Hinnerk Stolten erwachte, lag er in einem schmalen Bett aus blau und weiß gewürfeltem Leinen. Vorsichtig hob er den Kopf. "Donnerstittchen", murmelte er erstaunt. Links und rechts von ihm standen ebensolche Betten. Da und da lag auch einer drin. Verflucht, was war das bloß mit dem verdammten Schadel. Der brumnte, als ob die Bramraa draufgefallen war.

Einer mit einem weißen Kittel schlich auf leisen Sohlen durch das Zimmer. "Hallo, Kamerad", rief Hinnerk ihn an.

"Is ordentlich, Jonny", antwortete der Weißkittel freundlich. Trat aus Bett, sahte nach Hinnerks Puls. "Na, is ja alles all right. Dast nen gefunden Schlaf gehabt."

"Was ist los? Was is das hier für ein Käfig?"

"Seemannshospiz."

Hinnerk lag eine Weile und sann in schwerem Gräbeln. Langsam und zäh kamen die Gedanken. Ja, das war so. Vom Hafen war er mit der Lissy in die Stadt zurückgegangen. Bis zum Abend war er bei ihr gewesen. Sie brachte ihn zum Hafen zurück. Eine Zigarette hatte sie sich angeraucht, sie ihm nach den ersten paar Zügen gegeben. Die Zigarette! Das wars. Da war Gift drin gewesen. Opium.

Aber warum?
"Kamerad", fuhr Hinnerk Stolten unter einem jähen Begreifen auf. "Was für ein Wochentag — je, dieser Schadel — was für ein Tag is heute?"

"Freitag, Jonny", antwortete der Weißkittel verwundert. "Hast zwei Tage geschlafen. Na, die steifen Grogg, nich?"

Hinnerk Stolten fuhr schwer auf das Bett zurück. "Dann weiß ich Bescheid. Die "Mathilde Brede" ist —"

"Is seit gestern mittag aus dem Hafen."

Der Matrose ballte in gierigem Zorn die Faust. In seinen Gedanken an Lissy O'Connell war Haß.

Drei Tage wühlte er seinen Haß und Zorn in der Brust. Bis der Zeitungsjunge aus der "Singapore Union Times" den Untergang der "Mathilde Brede" auf die Straße gestellte. Kaum hundert Meilen hinter den Straits war es passiert. Kein Mann und keine Maus waren übrig geblieben.

Da schlich Hinnerk Stolten, klein wie ein verprügelter Hund, zu Lissy O'Connell. Sie hatte ja gewußt, daß er kommen würde.

Vom Sitzen.

Eine Betrachtung von Julius Kreis.

Wenn ich sitze, will ich nicht
sitzen, wie mein Sitzfleisch möchte,
Sondern wie mein Sitzgeist sich,
Sähe er, den Stuhl sich flüchte.

Chr. Morgenstern.

"Mama", rief das kleine Mädchen, du sitzt ja auf dem
Besuchstuhl!
Besuchstuhl?

Die Mama wurde ein bißchen verlegen und sagte: Elli,
sei nicht so vorlaut. Der Papa aber lachte und erklärte dem
alten Freund: Besuchstuhl, das ist nämlich die Sitzgelegen-
heit, die wir einem Gast anbieten, auf dessen langes Ver-
weilen nicht allzugroßer Wert gelegt wird. Daß wir dich
nicht darauf gesetzt haben, mag dir ein Zeichen sein, wie
wir uns freuen, wenn du da bist und bleibst.

Man wies dem Gast den Besuchstuhl vor: Er hatte ein
hartes, ebenes Sitzbrett und eine ganz senkrecht-steile Lehne.
Auf diesem Stuhl konnte niemand das Gefühl der Behaglich-
keit bekommen. Dieser Stuhl war das Gegenteil eines
schwellenden Pfahls, er war mehr Plage als Wohlthat. Des-
halb also der Name: Besuchstuhl.

Gewiß, es gibt harte disziplinierte Naturen, spartanische
Charaktere, denen auf jeder, auch auf der hintersten Seite
ihres Wesens, Einfachheit, Entsagung, Stählung und Er-
probung Bedürfnis ist. Gegen solche Gäste bedeutet natür-
lich so ein Besuchstuhl keinen Schutz. Auch gegen einen
großen Teil anders gearteter Besucher wird sein Zweck
illudisch. Es gibt Besuche, die finden vom unbequemsten
Stuhl kein Erheben mehr. Besucher, die eisern ausharren,
deren Herz so diachäntig ist wie ihr Sitzfleisch. — So mancher
vielsuchte Direktor oder Chef hat an seinem Schreib-
tisch so einen Besuchstuhl stehen. Gute Erfahrungen damit
kann man zählen. Hier wäre für die Stuhlindustrie ein dank-
bares Feld, Erfindungen zu machen, die ohne nennenswerte
körperliche Schädigung den Dauersitzer zum Ausbruch veran-
lassen.

Lehnstuhl, Fauteuil genannt, Klubstuhl, — sag' man dar-
über, was man mag: es sitzt sich gut darin. Die Art in einem
Klubstuhl zu sitzen ist so mannigfach, besonders innerhalb
der eigenen vier Pfähle! Der Mann liegt da langgestreckt,
fast wie auf einem Sofa, er kann beispielsweise ein Bein
— zwei Beine über das Seitenteil hängen, er kann wie ein
Kafir oder Muselman Platz nehmen. Daß so ein tiefer
Sessel für eine hübsche Frau heute fast mehr Kosterie-
Möglichkeiten bedeutet, als früher der Fächer, gibt diesem
Sessel bei den Damen neben der Zweckbestimmung gewisser-
maßen eine gefühlsbetonte Bedeutung.

Im Klubstuhl sitzen ist für den Neuling, den Sitz-
Anfänger, nicht ganz einfach. In Cafehäusern und Ver-
gnügungsorten begegnet man oft dem sogenannten ungelerten
Klubstuhlisten, dem Sonntagssther. Er sitzt ein bißchen be-
engt, unruhig in der Tiefe des Möbels, seine Gebärden
sind noch — dem Stuhl angepaßt — fahrig und schnell, die
Beine wissen nicht, wie sie sich eigentlich in die bequeme
Zwangslage fügen sollen. Diese Sther sollen den Mut nicht
verlieren. Es sind schwierigere Dinge zu erlernen. Immer
wird ein guter Stuhlsther auch ein ordentlicher Sesseltsther
werden, aber nicht immer ein guter Sesseltsther sich an den
schlichten Stuhl gewöhnen.

Anbruch.

Noch schlingt sich weißes Band um Raum und Zeit,
Des Nebels in der Frühe atmend Leben;
Noch ruht das Land von Tages wirrem Streit,
Gemach entschleierte sich die Ferne weit,
Nun sich vom Grund die schweren Schwaden heben

Anbricht das Licht mit spikem Feuerstrahl,
Die Horizonte schmelzen loß zusammen,
Die hohe Kuppel rundet sich oval,
Es klingt der erste Ruf aus blumigem Tal,
Auf allen Höhen entzünden sich die Flammen.

Lebendig pulsen alle Adern nun,
Es schlingt um Firnengold sich blaue Seide;
Die sanften Winde, die im Ather ruhn,
Von ragender Burg jetzt, wie von Avelun,
Stürzen sie nieder auf das Taugeschmeide.

Und es entfaltet sich die Sinfonie,
Aus Waldesrauschen und aus Vogelschlag;
Der aller Sehnsucht eine Stimme lieh,
Der große Pan spielt seine Melodie,
Und jede Flur begleitet mit Gesang.

Der Mensch erkennt im tiefsten Herzensinneren
Als der Natur beglückter Adorant:
Und wieder ist das heilige Leben dein!
Bom Bergesgipfel bis zum Wiesenrain
Bist du des Werdens ewiges Unterspand.

Alfred Hof.